

Die Forscher kehren zurück

Dank üppiger Förderprogramme zieht es deutsche Wissenschaftler in die Heimat.

Carola Sonnet
Bonn

Christian Henneberger erinnert sich genau an den Moment, als er das erste Mal in seinen eigenen, leeren Laborräumen stand. „Mit dem sprichwörtlichen Batzen Geld in der Tasche freute ich mich darauf, alles mit Geräten auszurüsten“, sagt der Juniorprofessor von der Universität Bonn. 1,25 Millionen Euro kann Henneberger bis 2015 ausgeben. Das Geld aus dem NRW-Rückkehrerprogramm soll Nachwuchsforschern, die wie der junge Neurowissenschaftler länger im Ausland geforscht haben, die Heimkehr nach Deutschland schmackhaft machen. „Ich bin dem Geld für mein eigenes Labor hinterhergezogen“, sagt der 38-jährige Berliner freimütig über seine Entscheidung für Nordrhein-Westfalen: „Bei der experimentellen Arbeit ist es wichtig, dass man das

Geld flexibel verwenden kann. Dafür eignen sich Rückkehrerprogramme hervorragend.“ Vor seiner Rückkehr hat er sechs Jahre auf einer Post-Doc-Stelle am University College in London gearbeitet.

Die Bedingungen für rückkehrwillige deutsche Forscher werden immer besser. Auch Bayern hat 2012 das Programm „Return to Bavaria“ aufgelegt, das Karriereberatung bietet und bei der Jobsuche hilft. Darüber hinaus sind bei vielen Forschungsinstitutionen Rückkehrerprogramme Bestandteil der Stipendiaten-Förderung (siehe Kasten).

Und gemeinsam betreiben die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) und die Humboldt-Stiftung das German Academic International Network (Gain), in dem sich bereits 4.500 Forscher vernetzt haben, um von interessanten Stellen in Deutschland zu erfahren.

Viele dieser deutschen Akademiker werden sich ab morgen für drei Tage auf

der European Career Fair – der größten Messe dieser Art in den USA – auf dem Campus des renommierten MIT in Boston über Karriereoptionen in Europa informieren. 4.000 Besucher erwarten die Veranstalter, etliche führen bereits Vorstellungsgespräche mit neuen Arbeitgebern. 29 Großunternehmen, die wichtigsten Hochschulen und europäischen Institutionen werben um die besten Köpfe der amerikanischen Hochschulen: BASF, Continental, SAP und Siemens werden da sein, genauso wie die

EU-Kommission, das Auswärtige Amt, die Fraunhofer Gesellschaft, die Freie Universität Berlin, die LMU München, das Karlsruhe Institut für Technologie oder die Max-Planck-Gesellschaft.

„Deutschland und die anderen europäischen Länder werden auch für Nicht-Europäer immer interessanter“, sagt Gain-Programmleiter Gerrit Rößler. Karrieren in Forschung und Entwicklung würden der bislang so beliebten Laufbahn im US-Wissenschaftsbetrieb große Konkurrenz machen. Laut einer Studie, die Gain jüngst veröffentlichte, kehren mehr als zwei Drittel der deutschen Forscher aus den USA nach Deutschland zurück. Das sind überraschend viele. Lange wurde der sogenannte „Brain drain“ gefürchtet – dass deutsche Wissenschaftler sich in den Vereinigten Staaten ganz wohlfühlen und der Heimat dauerhaft verloren gehen.

Wer zu lange fortbleibt, verliert die Uni-Kontakte

Einen Grund, warum viele Auslandsforscher doch relativ bald ihre Fühler wieder Richtung zu Hause ausstrecken, kennt Katja Schmitz: „Wer vier bis fünf Jahre wegbleibt, hat es schwerer, eine gute Stelle in Deutschland zu finden“, sagt die Chemieprofessorin von der TU Darmstadt. Denn die Kontakte aus Uni-Zeiten würden verblasen.

Schmitz kehrte selbst mit 29 Jahren

von ihrem Post-Doc-Programm an der US-Elite-Universität Harvard zurück, weil sie die perfekt zu ihrer Forschungsgruppe am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) bekam. Sie wurde mit offenen Armen empfangen. Diese positive Rückkehrerfahrung brachte Schmitz auch in ihrer Forschung voran. Schon mit 33 Jahren folgte der Ruf an die TU Darmstadt.

In Deutschland ist es für die weitere Hochschulkarriere entscheidend, auf welcher Position ein Auslandsrückkehrer eingestellt wird. Die Aussichten auf eine unbefristete Stelle an einer Universität sind im Vergleich zu den USA immer noch schlecht. So waren 2010 gerade mal 18 Prozent der Vollzeitbeschäftigten Professoren. Und von den wissenschaftlichen Mitarbeitern arbeitete der größte Teil mit einem befristeten Vertrag. In den USA hingegen gab es allein über 30 Prozent volle Professorenstellen. Doch auch hier bieten die Universitäten zunehmend weniger Feststellungen an. Gleichzeitig verbessern sich die Forschungsbedingungen in den Heimatländern der Auslandsforscher.

Das hat Anne Kaster erlebt, die ihre Doktorarbeit noch am Max-Planck-Institut in Deutschland geschrieben hat, bevor es sie für ihre Forschung nach Kalifornien an die Universität Stanford zog. Die Molekularbiologin kann sich vorstellen, eines Tages nach Deutschland zurückzukehren – wenn die Bedingungen stimmen. Das Gain-Netzwerk hält sie für unverzichtbar beim Aufbau von Kontakten zu deutschen Universitäten.

Rückkehrgründe sind für die 30-jährige ihre Eltern, aber auch das deutsche Sozialsystem. Für sie und ihren Mann als Naturwissenschaftler könnte es leichter sein, dauerhaft gut bezahlte Jobs im Silicon Valley zu finden als zwei unbefristete Anstellungen in der Nähe voneinander an deutschen Hochschulen oder Industriestandorten. Das bessere Angebot wird es entscheiden.